

(Nachdruck verboten.)

8]

## Unter Wolken.

Roman von Kurt Aram.

Frau Amtsrichter Roth kehrte sich beruhigt mit liebenswürdigem Gesicht Frau Doktor Horst zu, die steif und stumm neben Frau Doktor Schreiber saß, weil deren Mann ein sehr beachtenswerter Konkurrent des ihren war. Diese beiden hatte nun die Frau Oberförster absichtlich neben einander gesetzt, weil sie beide nicht mochte und sich freute, wenn sie die beiden ein wenig ärgern konnte.

Das anstandskundige Bettchen trat jetzt neben die Mama, um Frau Magda eine Tasse Thee einzuschicken. Sie stand mit ihrer Theekanne etwas verlegen da und wußte nicht recht, wie sie an Frau Magdas Tasse kommen sollte. Eben war sie erst belehrt worden, daß man nie mit etwas vor jemand hergreifen dürfe. Das sei höchst unschädlich, hatte der Tanzlehrer versichert. Aber es war sehr schwierig, auf andre Weise, etwa hinter dem Rücken der Mama her, an Frau Magdas Tasse zu gelangen. Es war ja auch nur die Mama, die da saß.

Schließlich siegte aber doch der gute Ton, und Bettchen strengte sich an, hinter dem fetten Rücken der Mama her an Frau Magdas Tasse zu kommen. Aber es wollte nicht gelingen, denn Bettchen hatte gar zu rundliche, kurze Arme, die unmöglich so weit reichen konnten. Sie stellte sich auf die Zehen, sie nahm die verwegsten Stellungen ein, aber es half nichts. Dabei war die Theekanne heiß. Bettchen fühlte, wie ihr der Angstschweiß ausbrach, wie dicke Tropfen auf ihre Stirn traten.

Aber transpirieren darf ein gebildeter Mensch nicht, hatte Herr Wagner gelehrt. Schwitzen thut ein gebildeter Mensch nur an den mit Garderobe bedeckten Körperteilen.

Bettchen war dem Weinen nahe, denn sie fühlte, wie einer der Tropfen sich zu regen begann, langsam, ganz langsam ins Rollen kam. Und nun, mein Gott, nun war es geschehen; er fiel der Mama auf die dicke Hand, als sie Frau Magdas Arm leise streicheln wollte.

Die Frau Oberförster war ganz erstarrt über die plötzliche Feindseligkeit und sah auf.

Ihr Bettchen stand immer noch mit hochrotem Gesicht und weit von sich gestreckter Theekanne.

„Was machst Du denn für Dummheiten,“ sagte die Frau Oberförster und holte energisch den Arm ihrer Aeltesten ein. „Kind, Kind, der Wagner scheint Euch doch auch manchen Blödsinn beigebracht zu haben. Freilich, bei solchem Preis kann man die Welt nicht verlangen.“

„Sie nahm Frau Magdas Tasse. „So, nun schenk endlich ein!“

Bettchen that es und schritt sehr erleichtert auf ihren Platz zurück.

Da sich jetzt jeder seine Meinung über Magda gebildet hatte, erhob die Frau Schuldirektor Walter ihre Stimme, um endlich die Geschichte los zu werden, bei der sie gleich im Anfang durch Magdas Erscheinen unterbrochen worden war. Sie war noch einmal so rund wie die Frau Oberförster und konnte keinen Augenblick schweigen. Wie ein runder Theekessel auf dem Feuer, der auch immer summen und reden muß.

„Was also meine Katharina ist,“ hub sie an. Als sie aber so anfing, zuckte Frau Amtsrichter Blau entsetzt zusammen, wurde ganz blaß und machte ein Gesicht, als sollte sie gehängt werden.

„Nehmen Sie 's ihr nicht übel,“ begünstigte Frau Roth leise, sie kenne nichts dafür, sie ist nur eine reiche Metzgerstochter.“

„O dies Geld, dies gemeine Geld,“ murmelte Frau Blau und wurde noch bleicher.

„Was also meine Katharina ist.“ Nun kam eine lange Geschichte über diese Katharina und immer noch eine, denn die Katharina war natürlich Walters Dienstmädchen. Wenn man ihren Erzählungen glauben wollte, eins der schlechtesten, faulsten Mädchen im ganzen Land.

„Denken Sie sich, eines Abends, ich dachte an gar nichts,“ — einige Damen lächelten hier leicht — „da höre ich unten auf dem Hausflur ein Geräusch. Es kam mir gleich verdächtig vor. Ich rufe: Katharina! Aber wer war nicht da? Meine Katharina. Denn warum? Nun, Sie werden gleich hören. Ich schließe also vorsichtig den Schreibtisch ab, denn es war gerade der Erste und wir hatten eben Gehalt bekommen. Deshalb war mir das Geräusch auch doppelt verdächtig. Es wird ein Dieb sein, dachte ich nämlich. Ich nehme also die Lampe, trete an die Treppe und rufe hinunter: Ist da jemand? Wieder keine Antwort. Ich lausche. Da unten huscht etwas. Mir ist sogar, als lacht jemand. Ich rufe also noch einmal: Ist da jemand? Wieder keine Antwort. Jetzt werde ich aber ernstlich böse. Denn warum? Ich scheue das unnötige Treppensteigen, es ist mir beschwerlich. Es mußten Diebe sein. Sonst hätten sie doch einfach geantwortet. Ich nehme also unsern großen Teppichausklopfer von der Wand, in die andre Hand die Lampe und ziehe die Schuhe aus. Das heißt, das that ich zuerst und dann nahm ich die Lampe.“

„Sih!“ machte das Bieschen, was ihr einen ernsten Blick ihrer Mama eintrug. Und da auch die andren Damen sie unwillig ansahen, duckte sie sich ganz erschrocken.

„Ich gehe die Treppe hinunter, kann aber niemand finden. Schon will ich zurück, da fällt mir ein: Halt, hinter der Kellerthür können sie sich versteckt haben. Nun wird mir aber doch mit einem Mal ein bißchen unheimlich. Denn warum? Es konnten ja auch Mörder sein, nicht wahr? Ich rufe also zuerst noch einmal sehr laut: Ist da jemand? Alles still. Jetzt trete ich näher, klopfte so recht laut mit dem Ausklopfer an die Kellerthür und sage: Kommen Sie nur heraus! Ich weiß, daß da jemand ist. Und denken Sie sich meinen Schrecken, da war wahrhaftig jemand. Die Thür thut sich auf, ich schreie, lasse den Ausklopfer fallen, auch die Lampe gleitet. Da kriegt sie noch rechtzeitig einer zu fassen und sagt: Hopta, Madamche, das häßt' fast ein Unglück gegeben. Hinter ihm erscheint nun auch, was denken Sie? Meine Katharina, — und lacht. Wahrhaftig, sie lacht. Da hab' ich ihnen denn aber doch gründlich den Standpunkt klar gemacht! Die Katharina „ging mit ihm“. Es war ihr „Laut“bursch, nicht mal ihr „Nemm“bursch. Denn heiraten wollte sie ihn gar nicht, wie sie gleich gestand. Ist das nicht etelhaft?! Ewig diese Liebeleien!“

„Nun, nun,“ besänftigte die Frau Oberförster, „so schlimm ist das doch nicht! Sie wollen doch auch ihr Vergnügen haben.“

Da kam sie aber übel an. Alle sprachen zugleich und alle gegen sie. Nur Magda beteiligte sich überhaupt nicht.

Die Frau Oberförster lächelte. Als sich endlich der Sturm gelegt, sagte sie: „Da denk ich nun ganz anders. In der Beziehung laß ich meinem Mädchen ziemlich viel Freiheit. Sie können ihren Schatz auch ruhig mit in die Küche bringen. Die armen Dinger können sich ja sonst nur zwischen den Thüren und heimlich sehen, während wir es da viel besser haben.“

Es erhob sich ein neuer Sturm. Doch die Frau Oberförster blieb bei ihrer Ansicht. „Nur eins bitt' ich mir gleich aus, wenn ich ein Mädchen miete, daß sie's mir gesteht, wenn ihr ein Malheur passiert ist, daß das Ding nachher keine Dummheiten macht und das Kind womöglich umbringt und so.“

„Aber Frau Oberförster, aber Frau Oberförster!“ hieß es von allen Seiten.

„Von so etwas spricht man doch nicht in Gegenwart von Kindern,“ meinte Frau Doktor Schreiber mit einem Seitenblick auf das erröthende Bieschen.

„Ach was,“ erklärte die Frau Oberförster resolut, „das schadet nichts. Die wissen schon längst, daß nicht der Klapperstorch die Kinder bringt. Was, Bettchen?“

Bettchen erröthete sehr und meinte dann leise und schüchtern: „Ja...“

„Sih!“ Klang es aus Bieschens Mund. Da mußten alle Damen lachen. Nun waren sie in sehr angeregter Stimmung. Nur Frau Amtsrichter Blau kniff die schmalen, blaffen Lippen ein. Mit solch ungebildeten Menschen ist man gezwungen zu verkehren, dachte sie. Sie wandte sich zu ihrer

Nachbarin, Frau Amtsrichter Roth. Die starrte aber mit ihren größten Augen wieder einmal auf Frau Magda und dachte gerade: Wahrscheinlich trägt sie „Kombinations“, das sie so schlank in den Hüften ist.

Auß höchste indigniert, lehnte sich Frau Blau ganz in ihre Ecke zurück und beschloß, zunächst überhaupt nicht mehr zu sprechen.

Der Theekessel fing wieder an zu summen. „Wie ist denn Ihr Mann von der Geburtstagsfeier zurückgekommen?“ fragte Frau Schuldirektor Walter interessiert Frau Magda.

Diese errötete heftig: „Wie... wie meinen Sie?“

Frau Walter lachte laut und streckte schalkhaft drohend den Zeigefinger der rechten Hand ein wenig in die Höhe, während die Hand selbst fest auf dem Theetischstuch liegen blieb. Es sah aus, als wenn sich durch irgendwelche Zaubermacht auf dem weißen Tuch ein dick, klein Frankfurter Würstchen aufrichtete.

„Was nämlich mein Mann ist, der muß immer weinen, wenn er zu viel getrunken hat. Mein Gott, hab' ich schon Sachen mit ihm erlebt, unglaubliche Sachen! Hören Sie nur eins. Damals wußte ich das noch nicht, wir waren auch erst vier Tage verheiratet, noch auf der Hochzeitsreise. Natürlich am Rhein. So lang wir allein waren, merkte ich nicht, daß er so wenig Vertrauen konnte. Als wir schon auf der Rückreise waren und ein paar Freunde von ihm trafen, da paßierte es. Wir saßen in Diebrich am Rhein und wollten uns noch hernach Wiesbaden ansehen, wofür ich mich sehr freute, denn das interessierte mich mehr als immer nur das Wasser und all die kleinen Dörfer. Wir waren alle sehr vergnügt. Ich achtete nicht weiter auf meinen Mann, der auch sehr lustig wurde und tüchtig trank wie wir alle. Die Philosophen haben ja meist einen guten Durst. Auf einmal spricht er nicht mehr mit und starrt vor sich hin. Er trinkt aber immer noch. Ich unterhalte mich sehr gut mit meinen Freunden und denke an nichts Böses. Plötzlich steht er auf und geht fort. Ich denke noch an nichts Schlimmes. Denn warum? Was soll man gleich an so was denken, wenn einer ein bißchen viel getrunken hat und einmal aufsteht und fortgeht.“

„Sih!“ sagte schon wieder das Mädchen. Auf allen Gesichtern war es zu lesen: Mein Gott, das Mädchen ist doch gar zu albern.

(Fortsetzung folgt.)

### Aus der musikalischen Woche.

Es tauchen seit einiger Zeit nicht wenige Versuche auf, den Bau der gebräuchlichsten Musikinstrumente zu verbessern. Meistens hastet ihnen ein Zug des Mysteriösen an. So erinnert man sich wohl noch des „orchestralen Klaviertons“ nach J. Moser; hier konnten wir das Princip: die Vereinerung des Klangs durch eine Verdichtung des Resonanzbodens, anerkennen, wurden aber im übrigen in einiger Unklarheit gelassen und hörten über eine angelindigte zweite Vorführung der Sache in der Öffentlichkeit nichts mehr. Was nun den Geigenbau betrifft, so strebt man namentlich danach, dem Geheimnis der alten italienischen Meister auf die Spur zu kommen. Bald sollte es in dem eigenartigen Lad liegen, mit dem die Geigen überkleidet sind und den man nur nachzubilden suchte, bald wieder anderswo. Eine sehr besonnene Denkweise ist es gerade nicht, in solchen Dingen nach einem Zaubergriff zu forschen; Naturwirkungen wie Klaffen und Verformen verwenden viel mehr, als wir meist glauben, eine Verflechtung der Ursachen oder der Mittel. Jetzt ertönt in der Geigenfrage ein neues: „Ich hab's!“ Herr Dr. Max Großmann in Friedrichsfelde bei Berlin sagt: Decke und Boden der Geige müssen harmonische Eigentöne haben. Diese zwei Resonanzplatten geben nicht nur die jeweiligen Saitentöne fortschreitend weiter, sondern erhalten auch, durch mechanischen Anstoß, stehende Querschwingungen ihrer Längsfasern (so sollte es wohl ausgedrückt sein) von konstanter Tonhöhe. An dem Vorhandensein von solchen ist bei der Geige, deren Platten durch keine Querrippen (wie beim Klavier) daran gehindert sind, schwierig zu zweifeln; doch sollte nicht als Beweis dafür angeführt werden, daß man die Schwingungen deutlich mit der Hand fühlen könne — wie weit läßt sich denn da über die Schwingungsart entscheiden, die man fühlt?! Noch unsicherer sind die weiteren Ausführungen. Klar ist nur, daß jene beiden Eigentöne in dem Intervall einer Quinte (eventuell einer Quarte) angelegt werden. Ueber die absolute Höhe des Tonpaars erfahren wir nichts; und wie so bei einem solchen Paar von Eigentönen der Platten die Saiten nun „derart regelmäßig“ schwingen, daß vorwiegend harmonische Obertöne entstehen, verstehe ich einfach nicht. Vielmehr kann ich nur mit Gruseln daran denken, daß über Eigentönen wie z. B. c und g die Saiten in Tönen etwa von Des- oder Fis-dur schwingen. Also bis zu einem klareren Vortrag der Sache

darf wohl das Urteil zurückgehalten werden. Nach Großmanns System hat Otto Seifert in Berlin Streichinstrumente gebaut, und Exemplare davon wurden am letzten Montag von dem Streichquartett der Gebrüder Brisch vorgeführt. Schwierlich wird es auch einem Kundigen verübelt werden, wenn er auf ein solches Hören hin sein Urteil nur mit dem Vorbehalt abgibt, daß ein Vergleich mit andern Instrumenten und ein Absehen von der individuellen Kunst der jeweiligen Spieler das Urteil ändern kann. Es schien mir allerdings, daß jene Instrumente (zumal das Cello) so weich und lieblich klingen, wie der Prospekt es will; der Klangeindruck war für mich besonders der einer auffallenden Annäherung an den Klang von Holzbläsern. Sicher aber kam ich das in diesen Zeilen bereits geäußerte Urteil über die höchst feine, doch etwas gar zu weiche Spielweise der genannten Herren wiederholen. Ganz in ihren Stil fand sich Eva Erurth beim Vortrag von Beethovens „Frühlingssonate“ hinein. Soll diese Bezeichnung uns an etwas erst Reisendes mit noch unausgewachsenen Formen erinnern, so kann das Stück kaum besser vorgetragen werden, als es hier geschah.

Aus Feinheit und Eigenart, Stille und Würdigkeit strömen wir mitten ins Gegenteilige hinein, wenn wir uns zum Bericht über den Beginn der („großen“) Philharmonischen Konzerte unter A. Nikisch wenden. Ihre längst gekennzeichnete Eigenart: das vorzügliche Spiel des (jetzt anscheinend noch etwas verstärkten) Orchesters, die Gestaltungsverworftheit ihres Dirigenten, ihre Punctheit und gesellschaftliche Treffsicherheit im Programm, das Geschäft mit den berühmten Solisten, die natürlich jeder „anständige“ Mensch hören und krachend beklatschen muß; das alles ist jetzt womöglich noch vergrößert. Daß der Dirigent in Beethovens A-dur-Sinfonie den Allegretto-Satz wieder ebenso zu einem Trauermarsch verschleppte, wie dies auch sonst allgemein geschieht, läßt an einem über Einzelheiten hinaus ins Ganze vordringenden Verständnis beinahe verzweifeln. Und daß der „Sinfonische Prolog“ zu Sophokles' König Oedipus für großes Orchester“ von Max Schilling ein geschickt und reich gearbeitetes Werk ist, das es versteht, Gewalt auszudrücken, steht außer Zweifel; eine Wärme, einen Glauben an große Empfindungskraft des Komponisten oder gar eine Illusion tragischen Schicksals dürfte es nicht eben vielen erwecken. Ich fürchte, die reichen Mittel und frommen Vorbilder, die einem andern Komponisten zur Verfügung stehen, sind bereits eine Sprache, die für ihn „dichtet und denkt“ und dadurch weit weniger sein Eigenes herausfordert, als es die musikalischen Verhältnisse in der Klassikerzeit thaten.

Auch sonst allorts die fremde Sprache, die durch den Künstler spricht! Eine Klavier-Sonate von Beethoven oder ein Scherzo von Chopin sollte heutzutage niemand vortragen, der nicht eine ganz vornehme und eigne musikalische Sprache redet. So würden gewöhnliche Klavierpieler oder -spielerinnen wie P u r a d e C a s t e l a r o sich wohl erst dann ein Verdienst erwerben, wenn sie ihr Auftreten dazu benützten, uns irgend etwas aus der großen Masse des ungescheiteren Ignoranten zu bringen, sei es Vergangenes oder Gegenwärtiges. Eine in ähnlicher Weise mittelmäßige, doch nicht übel vortragende Sängerin, E m m y P r a g e r, hat sich ein solches Verdienst erworben durch die Vorführung von Teilen der nicht eben häufig gehörten Komposition des Dänen Peter Arnold Heise „Dyvels Lieder“, gedichtet von seinem Landsmann Holger Drachmann; eine Komposition älteren Stils, aber charakteristischen Ausdrucks, der freilich an die in diesen Dichtungen glühende Sinnkraft nicht heranreicht. Für bekanntere Stücke konnte uns eine beträchtlich sympathischere, wenngleich noch an Unvollkommenheiten reiche Sängerin, A n n a B o r g w a r d t, interessieren; neben dem Prachtlied Griegs „Im Klau“ behauptete sich E. Wehms „Sommernacht“ als eine deklamatorisch tüchtige Komposition. Inmitten dieser kleineren ansitzenden Künstler ragte weit hervor die Violinistin L a u r a H e l b i n g, allerdings ohne eine Besonderheit des Programms. Abgesehen von ihrem weichen, kernigen Ton besitzt sie einen Ausdruck, der hinreißt, der freilich auch sie selber manchmal zu musikalischen Ungenauigkeiten hinreißt. Ein Freund, den ich verhinderungshalber um ein Urteil über den Geiger J i s s a y B a r n a s bat, traf es weniger günstig; der Künstler besitze zwar eine sehr gute Technik und spiele alles schon glatt, allein es fehle ihm viel an Wärme; ein Stück wie Wieniawskis Scherzo-Tarantelle, in welchem Technik und geschmeidiger Ton recht zur Geltung kommen konnten, sei seine Gangnummer gewesen. Wenn hingegen mein selbiger Freund über den ersten Abend des Berliner Sinfonie-Orchesters in den Germania-Sälen ziemlich ungünstig urteilen mußte — ob verzerrter Tempi und ob anderer Schwächen — und wenn er zweifelte, ob davon selbst „Berlin N.“ befriedigt war, so wollen wir doch damit rechnen, daß solche auf Verbreitung einer würdigeren Musik berechnete Unternehmungen es verdienen, mit den nachsichtigen Hoffnungen auf einen baldigen Aufschwung begrüßt zu werden. — sz.

### Kleines Feuilleton.

od. Recherche. Der Herbstabend dämmerte bereits, sie nähte aber immer noch. Dicht am Fenster saß sie, das letzte Tageslicht ausnuzend, den Kopf tief auf den schweren Wintermantel gebeugt.

Der Mann ging im Zimmer auf und ab. Er ging mit müden, lässigen Bewegungen, wie einer, der lange krank gewesen. Manchmal blieb er neben ihr am Fenster stehen und starrte einen Augenblick gedankenvoll zum Fenster hinaus, ehe er seine rastlose Wanderung von neuem aufnahm.

Die Frau seufzte auf: „Seh' Dich doch man hin. Dies ewige Hin- und Herrennen, dies macht Dich bloß wieder schwach und es nützt auch gar nichts.“

„Nein gar nichts.“ Er lachte hart auf, dann warf er sich in das Sofa und stützte den Kopf in die Hand. „Wenn ich nur erst wüßte, was werden soll!“

Sie schwieg, aber ihre Zähne pressten sich zusammen, hastig zog sie die Nadel von neuem auf und ab, dann schreckte sie plötzlich empor. Vom Korridor herein klang laut und schrill der Ton der elektrischen Glocke.

Auch der Mann fuhr auf; einen Moment sahen sie einander an. „Wer kann's sein?“ Der Mann zuckte die Achseln. „Der Wirt . . . daß auf, 's ist der Wirt . . . er schmeißt uns jetzt schon raus!“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein, Aufsdorff ist's nicht . . . der ist weggegangen vorhin . . . nein . . . nein, mach' nicht auf . . . Wie es hier aussieht!“ Sie warf einen Blick über das Zimmer. „Ich habe heut noch nicht aufräumen können.“

Er war aber schon aufgestanden und nach der Thüre gegangen. „Es kann ja auch wer nach dem Zimmer da sein.“

Sie hörte ihn draußen die Thüre öffnen und mit jemand sprechen. Dann kam er plötzlich wieder herein, aber nicht allein, ein fremder Herr war mit ihm. Es war ein großer, stattlicher Herr mit sehr elegantem Ueberrock und sehr weißer Wäsche. Er räusperte sich, setzte den goldenen Keifer auf die Nase und sah sich im Zimmer um. Der Mann stand etwas unbeholfen neben ihm.

„Der Herr kommt nämlich wegen . . . wegen der Stiftung . . . Du . . . Du hast doch vor drei Monaten an die . . . Stiftung geschrieben.“

„Ach!“ Sie sprang auf, der Mantel fiel ihr auf die Erde; mit einem beinahe freudigen Ausdruck im Gesicht kam sie einen Schritt näher. „Ja, ja, die Stiftung . . . aber wollen der Herr sich denn nicht setzen? Sieh doch einen Stuhl her!“ Sie nahm ihn dem Mann ab, fuhr mit der Schürze darüber und bot ihn dem Fremden: „Ja der Herr wollen mir entschuldigen . . . wie es hier aussieht . . . ich sitze aber bei der Arbeit . . . ich hab' eilige Arbeit . . . ich hab' schon die Nacht durchgearbeitet.“

Der Herr verzog keine Miene, er faltete die Rockhöfche auseinander, setzte sich auf den Stuhl und schlug seine Akten auf. „Sie haben sich an die Handwerkerstiftung gewandt wegen dreißig Mark. Ich soll recherchieren deswegen. Sagen Sie zuerst mal, wie kamen Sie denn darauf?“

Ein dunkles Rot schloß der Frau ins Gesicht. „Wir . . . ich . . . ja ich hab's eigentlich gethan, wie mein Mann noch im Krankenhaus lag. Eine Nachbarin hatte es mir geraten.“

„Ja, Sie schreiben, Sie möchten dreißig Mark haben, um Nähmaschinen zu kaufen und . . .“

Die Frau unterbrach ihn: „Ja, ja, ich hatte mir das so gedacht . . . weil mein Mann doch nicht mehr arbeiten kann in seinem Fach. Er ist doch Tischler und hat's doch nun so an der Lunge, und da dachte ich eben, ich wollte näher mit zwei Maschinen. Wenn wir dann 's Zimmer drin vermieten und mein Mann puffelt auch noch irgendwo 'n bißchen was zusammen, dann können wir doch wieder mit der Zeit ganz gut zurecht. Ich kriege ja aber keine Maschinen auf Abzahlung, weil wir noch dreißig Mark Miete schuldig sind, die wollt' ich eben bezahlen.“

„Sie haben aber auch eine sehr große Wohnung!“ Der Herr sah sich um. „War es nicht etwas leichtsinnig von Ihnen, solche teure Wohnung zu nehmen bei Ihren Verhältnissen?“

Der Mann zuckte zusammen, die Frau starrte den Frager etwas verdutzt an, dann lachte sie: „Ja, wir waren doch in sehr guten Verhältnissen. Mein Mann hat doch schön verdient, manchmal dreißig Mark die Woche . . . und ich habe auch noch Mäntel genäht, es ist doch jetzt nur so gekommen mit seiner Krankheit.“

„Hm — hm, ja — ja!“ Der Herr nickte. „Ja, man muß eben so etwas alles vorher bedenken. Sie haben ja aber auch noch sehr schöne Sachen. Da im Nebenzimmer das Kleiderpind, können Sie denn das nicht verkaufen? Da bekommen Sie doch auch dreißig Mark für, dann können Sie doch den Wirt bezahlen.“

„Aber, aber.“ — Die Frau machte ein hilfloses Gesicht — „aber, aber das, wir müssen's doch zum Vermieten haben, wir können doch nich' 's Zimmer austräumen, und was bekommt man denn für die Sachen und, und“ . . . Ihre Stimme brach in einem Schluchzen. Der Mann sprang auf:

„Und sauer genug hat man sich's auch werden lassen mit Anschaffen, lieber Herr. Wo man drei Jahre für gearbeitet hat, dies kann man doch nich' gleich wegschmeißen für'n Pappenspiel.“

„Und wenn wir vermieten, haben wir doch auch was von“ — fing die Frau wieder an — „wir hätten ja auch schon lange vermietet. Gestern war erst 'ne Verkäuferin hier, die hätte's gleich genommen, für zwanzig Mark 's Monat, aber der Wirt ist ja so, der will ja nich' leiden, daß man 'ne Dame nimmt. . .“

„Na, das kann man ihm nun in dem Fall nicht verdenken, wissen Sie“ — der Herr machte ein ernsthaftes Gesicht — „Ja, aber was ich noch sagen wollte“ — er sah sich im Zimmer um — „ja, wenn Sie vermieten wollen . . . hm, ich weiß nicht . . . die Leute

sehen doch alle darauf, daß es da, wo sie hinziehen, sehr ordentlich und sauber ist — und hier . . .“

„D darauf halt' ich auch . . . darauf halt' ich immer.“ Die Frau sprach es mit Thränen in den Augen. „Aber ich lache ja . . . ich habe die ganze Nacht genäht und bin noch nicht fertig und“ — sie schlug die Hände vor's Gesicht und schluchzte auf. Der Mann stand am Fenster und trommelte mit den Fingern an die Scheiben.

Der Herr machte ein paar Notizen in seine Akten und stand auf: „Hm. Ja . . . ich meine ja auch nur, es macht einen schlechten Eindruck, wenn eine Wohnung so unordentlich aussieht. Wir unterstützen ja viele, sehen Sie, aber wir halten eben darauf, daß es ordentliche Leute sind, und dann giebt ja die Stiftung auch nur an Witwen. . . Das will ich Ihnen ja mal vor allen Dingen sagen. . . Da war Ihr Besuch also so wie so ansichtslos. Es ist in den Statuten ausdrücklich bemerkt: „Nur für Witwen.“ —

— **Roussens Klavier.** Als J. J. Roussau die Einfiedelei von Ermenonville bewohnte, brachten eines Tags drei summe Träger ein kleines Klavier. Der Philosoph, der in seiner Jugend auch Komponist gewesen war, forschte lange umsonst nach dem Geber. Endlich gab sich Ritter v. Glud als solcher zu erkennen. Da Roussau im großen Streit zwischen Glud und Piccini auf seiten des Italieners gestanden, so wäre er zuletzt auf diesen Namen verfallen. Glud erklärte denn auch, er schenke ihm das Instrument nur, damit er endlich die Musik erlerne, die er nach seinen früheren Werken und seinen jetzigen Kritiken nicht zu kennen scheine. Das Klavier Gluds blieb bis zum Tode Roussens in dessen Besitz und wurde aus seinem Nachlaß von dem berühmten Komponisten Grétry erworben, der die Grundsätze Gluds auf die komische Oper übertragen hat. Als Grétry im Jahre 1813 starb, kam das Instrument wieder unter den Hammer. Da aber Grétry's Nachlaß sehr umfanglich war, so dauerte die Auktion mehrere Tage. Die zwei angesehensten Komponisten der Zeit, Voieldieu und Nicolo Jhonard hatten sich beide geschworen, das Instrument mit der dreifach berühmten Vergangenheit müsse ihnen gehören. Sie hatten aber dennoch nicht die Geduld, den Verlauf der Auktion Tag für Tag zu verfolgen. Beide wußten, daß das Klavier an einem bestimmten Tage versteigert würde und warteten diesen ab. Dies gilt jedoch nur von dem Komponisten des „Johann von Paris“. Der schlane Maltezer Jhonard bestach den Auktionator mit hundert Freibilletten für die komische Oper, damit er die Steigerung jenes Tags etwas zu früh eröffne und sofort mit dem Klavier begimme. Als daher Voieldieu im Gantheuse ankam, erfuhr er, daß das Instrument joeben für 400 Livres dem Komponisten der Gendrillon zugeschlagen worden sei. Jhonard höhnte ihn noch dazu aus. Das war zuviel. Voieldieu stürzte sich auf den Nebenbuhler und bearbeitete ihn mit Händen und Füßen. Dieser blieb die Antwort nicht schuldig, und beide Meister verließen mit Weulen und zerrissenen Kleidern den Kampfplatz. Das Klavier blieb in Jhonards Besitz, aber als sich beide Bivalen 6 Jahre später um die akademischen Ehren bewarben, behielt Voieldieu den Sieg. Der Verger darüber beschleimigte das Ende Jhonards, der mit 43 Jahren starb. —

**Theater.**

**Schiller-Theater.** Das Glück im Winkel von Sudermann. Daß sich die Direktoren über bestimmte Premierentage einigen, scheint in Berlin zu den unmöglichen Dingen zu gehören. Mitunter kommen auf einen Tag drei und mehr Premieren und es wird dann gelegentlich notwendig, eine Vorstellung fallen zu lassen, die man an sich gern besucht hätte. Auf diese Weise ist mir die Faust-Aufführung des Schiller-Theaters entgangen, obgleich sie mich in mehr als einer Beziehung interessierte. Jetzt habe ich dafür „Das Glück im Winkel“ genossen, das mich nicht glücklich macht.

Die Aufführung war gut. Gregori, der den Vektor spielte, war natürlich und fein. Besondere Gelegenheit, sein Talent zu entfalten, bot ihm die Rolle allerdings nicht. Er verläßt jetzt leider das Schillertheater, um an die Wiener Burg zu gehen. Ich habe im letzten Winter den Eindruck gehabt, als arbeite er zu viel. Etwas weniger wäre am Ende mehr gewesen. Mir ist mitunter gewesen, als suche er nicht eifrig genug das Besondere in den Gestalten, die er zu spielen hat. Seinem Konrad beispielsweise fehlt der scharfe Zug, der sich sofort und für immer einprägt. Er ist zu allgemein gesehen, ist zu sehr „Held“ geblieben, um menschlich zu paden. Die eigenartige Beleuchtung fehlt. Gregori muß für seine Gestalten diese Beleuchtung zu finden suchen, selbst auf die Gefahr hin, gelegentlich eine excentrische Auffassung zu geben. Die kalte Verstandesarbeit kann manchem Schauspieler gefährlich werden — ihm nicht. Er kann im Gegenteile etwas Kälte brauchen.

Der forsche Junker des Stüds wurde von Patrh ausgezeichnet gespielt. Zumal im ersten Teil der Rolle war er erfrischend echt und wahr. In der erregten Liebeszene hätte er vielleicht den Dichter etwas dämpfen können. Der forsche Junker wird hier ein bißchen hohler Renommist. Frau Wiele war als Elisabeth im Grunde nicht an ihrem Platz. Wohl spürte man in gewissen Szenen ihr schauspielerisches Talent, im allgemeinen aber glaubte man ihr die Leistung nicht. — E. S.

**Geographisches.**

— Die deutsche Nordseeküste schildert Reinhold Saage in physikalisch-geographischer und morphologischer Hinsicht

(Mitteil. d. Vereins f. Erdk. zu Leipzig, 1899/1900), wobei er eine kartometrische Bestimmung der deutschen Nordseewatten giebt. In dem Fehlen vulkanischer Gesteinsfragmente auf dem Meeresboden der Nordsee liegt begründet, daß sich die Bildung dieses Meeres in ihrer letzten Vollendung ohne irgend welche wesentliche Einwirkung vulkanischer Kräfte vollzog. Andererseits wird die Bestätigung einer auffälligen Armut an Ton- und Schlammmassen ein klares Licht auf die verknüpfte Frage von dem Entstehen der Batten und Marschen an dem Südrande der Nordsee; der Meeresboden selbst kann nur einen verschwindend kleinen Beitrag zu dem Schlamm an liefern, welcher an den Flachküsten von Deutschland und den Niederlanden stattfindet. Was die Niveauänderungen an der Nordsee anlangt, so werden an vielen Stellen der Küste Anzeichen einer positiven Strandverschiebung in historischer Zeit angetroffen, aber an keiner kann eine Niveauänderung konstatiert werden, die einer Hebung des Landes entspräche. In manchen Stellen, wie in der Wilsnermarck, am rechten Ufer der Unterelbe und am Dollart, scheinen die durch die Nachgiebigkeit des Untergrunds bedingten Senkungen des Landes noch jetzt anzuhalten. Die Chemie hat uns gelehrt, in das Geheimnis der Reulandbildungen an Flachküsten einzudringen: vor allem ist eine große Menge von Meeressalzen zur Schlickbildung notwendig; die Wassen derselben, Kalkerde und Tonerde, verbinden sich mit der Humusäure, die das Flußwasser gelöst enthält, und liefern so den Schlamm, das wichtigste Bindemittel für die Landmassen und übrigen Stoffe, welche Meer und Fluß an den Mündungen anhäufen. Die humus-sauren Salze bilden den Hauptfaktor für die Entstehung der Batten und der Marschen. Hieraus erklärt sich auch in gewisser Hinsicht das Fehlen der Battenbildungen in andren Meeren, wie z. B. in der salzarmen Ostsee. — (Globus.)

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Der Ginster und seine Bekämpfung. Die „Köln. Volkszeitung“ schreibt: Ginster und die als Ginster benannte Wesensprieme lieben trockenen Schieferboden. Steinige und flachgründige Böden mit unterliegendem Steingeröll sind dem Ginster lieber als trockenliegende, tiefgründige Wäden, obgleich er auch diese nicht verschmäht. Sehr feinerdige Schieferböden und feuchte Plätze werden aber vom Ginster gesüht. Ueberall, wo diese Pflanze vorkommt, ist ein gewisser Mangel an Humus und Kultur vorhanden. Nach vorhergehenden trockenen Sommern, wo die Grasnarbe dort und der Humus zusammen schrumpft, verbreitet sich der Ginster schneller als nach nassen Sommern. Durch Einäscherung der Bodenarbe, wobei der vorhandene Humus ganz oder teilweise vernichtet wird, wird der Boden für lange Zeit ginsterfrei. Eingäscherte Weideländer können nur durch Anwendung von Kulturmitteln in den richtigen Stand gesetzt werden. Im Siegerlande wird die Bodenarbe der Schlaghölzer nach statischfundener Niederfällung des Holzes mit Reifholz eingäschert und für ein Jahr mit Roggen bestellt. Schon in der Roggenensaat zeigen sich aufsprießende Ginsterstände, die sich mächtig entwickeln, während die wieder ausschlagenden und heranwachsenden Holzstrünche noch klein sind und den Ginster noch nicht überschatten. Nach einigen Jahren wird der Ginster entfernt und als Brennmaterial benutzt und werden die Schlaghölzer für die Hube eröffnet. Ginsterblüten werden von Bienen und Schafen mit Vorliebe gefressen und sind ein nahrhaftes Futter. Im übrigen ist die Pflanze recht wertlos und muß auf Weideländern sorgfältig niedergehalten werden. Hierzu ist aber eine Anordnung, die auch kostspielig sein würde, ohne den Boden mit Mineralstoffen zu bereichern, nicht notwendig. Es genügt, wenn die Ginsterstände mit einer Heckenhecke oder einem andren Werkzeug recht dicht am Boden abgeschnitten werden und letztere mit Kalk stark überdüngt wird. Was die erste Kalkdüngung nicht fertig bringt, wird durch nachfolgende Kalkdüngung erreicht. Schreiber dieser Zeilen vernichtete verjuchsweise einige Ginsterstände, die sich auf einem Dreiecklande eingeschlichen hatten, dadurch, daß er dieselben abschnitt und die betreffenden Stellen stark mit Thomasschlamm befreite. Ueberhaupt wirken alle Mittel (Verseifung, Stallmist, Kunstdünger jeder Art), welche das Leben der Kulturpflanzen befördern, dem Ginsterwuchs entgegen. Um Weideländer, das nicht bewässert werden kann und nicht umgebrochen werden soll, kulturfähig zu erhalten, ist vor allem eine zeitweilige Ueberdüngung mit Kalk notwendig. Durch Vergabe von Thomasschlamm, welche die in allen Wäden nur spärlich vertretene Phosphorsäure enthält, kann der Ertrag an Weidefutter sehr gesteigert werden, was mittelbar auch zur Wiederherstellung des Ginsters beiträgt. Vor allem aber dürfen Weideländer nie und unter keinen Umständen eingäschert werden. Sollen sie zeitweilig umgebrochen werden, was sogar wünschenswert ist, so muß das nach Weise der gewöhnlichen Feldkultur geschehen, da im andren Fall Verginstung stattfindet, die auf Weideländern nicht wie in Wäldern durch heranwachsendes Holz von selbst beseitigt wird. Durch überstehendes Holz wird der Ginster unterdrückt. In Hochwäldern, seien es Laubhölzer oder Nadelhölzer, findet man die genannte Pflanze nicht. In der Nähe der Hochhölzer, wo Humus und Feuchtigkeits ist, kommt Ginster wenig oder gar nicht vor. Soll ein vergünstertes Grundstück mit Tannen bepflanzt werden, so empfiehlt es sich, den Ginster nur so weit zu entfernen, daß die jungen Pflanzen in unmittelbarer Nähe Licht und Luft bekommen. In der Folgezeit ist darauf zu sehen, daß sie nicht

vom Ginster überwuchert werden. Der zwischenstehende Ginster schützt die jungen Tannen vor sengender Sonnenhitze. Beim Heranwachsen der Tannen wird der Ginster von selbst unterdrückt. —

**Technisches.**

— Valata. G. Arends-Berlin macht darauf aufmerksam, daß man an Stelle der Guttapercha vielfach die wesentlich billigere Valata verwenden könne, welche erst in den letzten Jahren bekannter geworden ist. Die rohe Valata, wie Guttapercha und Kauchschutt ein eingetrockneter Milchsaft, ähnelt im Aeußeren sehr der Guttapercha. Sie enthält aber in der Regel weniger Fremdkörper als diese, doch findet sich nicht selten eine Verunreinigung oder „Beschwerung“ mit Kalk, worauf bei der Reinigung Rücksicht genommen werden muß. Der Hauptunterschied zwischen Guttapercha und Valata beruht in dem Verhalten beider Produkte der atmosphärischen Luft gegenüber. Während Guttapercha, zumal in gereinigtem Zustande, unter der Einwirkung von Luft und Licht schnell harzig und brüchig wird, bleibt die Valata unter denselben Bedingungen lange Zeit unverändert. Sie braucht deshalb nicht unter Wasser aufbewahrt zu werden wie die Guttapercha, sondern hält sich sehr lange in gut verschlossenen Gefäßen. Gereinigte Valata weist im wesentlichen dieselbe chemische Zusammensetzung auf wie gereinigte Guttapercha. Den gebräuchlichen Lösungsmitteln gegenüber verhält sich Valata ähnlich der Guttapercha. Sie löst sich nicht in kaltem, wohl aber in heißen Petroleumäther. In Chloroform löst sie sich schwieriger als Guttapercha, leicht dagegen in einem Gemisch gleicher Teile Chloroform und Petroleumäther und noch leichter in einem gleichen Gemisch aus Tetrachlorlophenstoff und Petroleumäther. Zur Reinigung von Valata digeriert man die grob zerschnittene, vorher mit heißem angesäuerten Wasser gut gewaschene und wieder getrocknete Valata in etwa 15 Teilen eines Gemisches aus Tetrachlorlophenstoff und Petroleumäther (gleiche Teile), läßt acht Tage bei etwa 20 Grad Celsius absetzen, bis die Lösung klar geworden ist, gießt dieselbe in ein Destillationsgefäß, welches etwas Wasser enthält, und destilliert schließlich die Lösungsmittel zur weiteren Verwendung ab. Man erhält dann die Valata als grauweiße Masse im Wasser schwimmend, die in dem Maße rein weiß wird, wie sie die letzten Spuren des Lösungsmittels verliert. Dies wird erreicht durch längeres Auskochen im Wasser und nachheriges gutes Auketen, bis auch das Wasser vollkommen entfernt ist. Die so erhaltene Masse wird dann in bekaunter Weise ausgerollt und bildet rein weiße Stengel wie Guttapercha alba. — („Techn. Rundsch.“)

**Humoristisches.**

— Erklärlich. A.: „Ist der Papierwarenhändler Meyer aber rasch reich geworden?“  
 B.: „Ja, der lieferte eben an eine ganze Anzahl Sekundärbahnstationen die Beschwerdebücher.“  
 — Notiviert. Mann: „Liebe Dora, Du bist das reinste Gerücht!“  
 Frau: „Wieso?“  
 Mann: „Nun, weil Du immer in der Stadt umher-schwirrst!“ —  
 — Augenügend. A.: „Der Wirt ist ein sehr ordentlicher Mensch!“  
 B.: „Mir wäre es lieber, wenn die Portionen ordentlich wären!“ („Weggend. hum. Bl.“)

**Notizen.**

— Die Neue freie Volkshöhne fährt nächsten Sonntag Gunglows „Uziel Acosta“ mit Emanuel Reicher in der Titelrolle auf. —  
 — Felix Philippis neuestes Schauspiel „Die Mission“ wird demnächst im Lessing-Theater zum erstenmal aufgeführt werden. —  
 — Das Berliner Opernhaus bringt nächsten das Ballet „Aschenbrödel“ von Johann Strauß zum erstenmal zur Aufführung. Das Buch zu diesem Ballet ist hierzu einer vollständigen Umarbeitung unterzogen worden, bei der nur die Grundidee des Originals beibehalten ist. —  
 — Die Berliner Konzerte der Meininger Hofkapelle finden am 23., 24., 26. und 27. Oktober statt. —  
 — Der Maler Hans Thoma ist in Cronberg im Tamm an einer Blinddarmentzündung schwer erkrankt. —  
 — Eine Vegetariertkolonie lebt auf der Insel Tagula, die etwa 700 englische Meilen südöstlich von Neu-Guinea und 1000 Meilen nordöstlich von Australien liegt. Unter Führung des Methodistenpredigers Reverend James Newlin aus Ohio, schiffen sich einige hiezig Leute im Jahre 1890 von San Francisco nach Hawaii ein. Sie glaubten, durch vegetarische Kost und Loslösung von der „entarteten Menschheit“ besser ihrem Christentum gemäß leben zu können. Aus diesem Grunde gaben sie ihre Heimat und Freunde in den Vereinigten Staaten auf und erwählten schließlich die Insel Tagula zu ihrer Kolonie ans. Dort fanden sie fünfzig gut veranlagte Eingeborene vor, die die Ankömmlinge fremdbüchig aufnahmen. Die Kolonie hat jetzt bereits Zuwachs aus England, Australien und Amerika erhalten. —